

Zeitschrift: Jahrbuch Oberraargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberraargau
Band: 62 (2019)

Artikel: Happy-Sad-Capriccios
Autor: Guhr, Sebastian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071567>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Happy-Sad-Capriccios

Sebastian Guhr

In Zusammenarbeit mit der Lydia-Eymann-Stiftung erhalten die Jahrbuchlesenden auch dieses Jahr Einblick in das Schaffen der LE-Stipendiaten. Für das Jahr 2018/19 erhielt der 1983 in Berlin geborene Sebastian Guhr das begehrte Stipendium. Er studierte Philosophie und Germanistik, veröffentlichte mehrere Romane und erhielt für sein Werk bereits namhafte Auszeichnungen.

Guhrs Texte zeugen von seiner unerschöpflichen Fantasie und von erzählerischem Reichtum. Er erkundet Beziehungen zwischen Menschen über aussagestarke Dialoge. Die in diesem Jahrbuch abgedruckten Kurzgeschichten stammen aus seinem noch unveröffentlichten Manuskript «Happy-Sad-Capriccios», welches im Rahmen seines Stipendienaufenthalts in Langenthal entstanden ist.



Berlin 1900

Als nichts mehr ging, als das Automobil mitten auf dem Potsdamer Platz stehen blieb und die Kutscher in den Pferdewagen schimpften, machte Franz ihr einen Heiratsantrag. Er stotterte und drückte aus Versehen, als er sich zu ihr lehnte, die Hupe, und sprach auf Anni ein, als wäre es etwas Unanständiges, dass jemand wie er jemanden wie sie so etwas fragte. Sie hatte damit gerechnet, sich die Begleitumstände aber anders vorgestellt. Er sollte endlich zu reden aufhören, damit sie ihm die Antwort geben konnte. Seit einem halben Jahr gingen sie nun schon miteinander, hatten zusammen das Kirschblütenfest in Werder und das Pferderennen im Hoppegarten besucht, und langsam war es Zeit geworden, fand Anni. Sie waren kurz davor, gute Freunde zu werden. Die Nachbarn in Annis Strasse tuschelten schon.

An diesem Tag war sie aufgeregt gewesen, weil sie noch nie in einem Automobil gefahren war und weil Franz sie zu einer Spritztour durch

Berlin mitnehmen wollte. Sie war früh aufgestanden und hatte, obwohl es ihr freier Tag war, den Rahm aus der Milchkanne geschöpft und das Frühstück für die Herrschaft zubereitet, und sich währenddessen vorgestellt, wie die Menschen in der Stadt sich nach dem schönen Paar im Automobil umdrehen würden. In ihrer Strasse konnte sich niemand ein Automobil leisten, nicht einmal der Professor, bei dem sie arbeitete. Was der wohl dachte? Wie jedes Dienstmädchen musste sie auf ihren Ruf achtgeben; ob heilig oder verrucht, ob Perle oder Prostituierte – darüber entschieden die anderen. Und mit einem schlechten Ruf eine neue Stelle zu finden, war aussichtslos. Deshalb bat sie Franz, sie ein paar Häuserblocks entfernt einzusammeln. Er war so nervös, dass das Automobil einen Hopser machte, als sie einstieg. Er hatte es von seinem Vater geliehen und konnte noch gar nicht richtig damit fahren, und plötzlich, mitten auf dem Potsdamer Platz, ging der Motor aus und liess sich nicht wieder starten.

Die Leute drehten sich tatsächlich zu ihnen um. Aber nicht so, wie Anni es sich vorgestellt hatte. Wäre auch zu schön gewesen, dachte sie. Die Zeitungsjungen lachten, die Flaneure staunten, und ein Fotograf von der Vossischen Zeitung hielt das Durcheinander für die Leser von morgen fest. Das Foto schnitt Anni später aus der Zeitung aus, und ihre Enkel liessen es rahmen. Den Rahmen versahen sie mit einer Gravur: Oma und Opa, Berlin 1900.



Der Skilift

Zwei Monate befand ich mich schon in Täsch, einem Dorf in den Alpen, in das mich ein Schriftstellerstipendium gebracht hatte, und mir war es immer noch nicht gelungen, mit den Dorfbewohnern in Kontakt zu treten. Ich bemerkte eine Fahrigkeit in meinem Denken, zweifellos infolge der Isolation, als ob mir langsam die Sprache entglitte. Ich verstand den gurgelnden Dialekt der Dorfbewohner nicht, und wenn ich sie auf Hochdeutsch ansprach, verschlossen sie sich vor mir.

Also beschloss ich, ihren Dialekt zu lernen. Ich kaufte Mundartromane und hörte die traditionelle Musik der Region. Ich transkribierte das Ge-

hörte in Lautschrift und sprach es auf langen Wanderungen mit mir selbst. Aber als ich das Gelernte – einen Satz über den Schnee und die Unberechenbarkeit der Berge – im kleinen Lebensmittelladen des Dorfes anwendete, runzelte die Verkäuferin die Stirn und schüttelte nur den Kopf. Bei anderen Versuchen, in der Kneipe und an der Tankstelle, waren die Reaktionen ähnlich.

Ich hätte wohl auch meinen Aufenthalt längst abgebrochen, wenn ich im Skilift oberhalb des Dorfes nicht meine Rettung gesehen hätte. Genauer gesagt war es eine Seilbahn mit jeweils zwei Sesseln, was bedeutete, dass mir während der fünfminütigen Fahrt zugehört werden musste. Ich lieh mir Skier aus, aber natürlich war das Skifahren die Piste hinab nur ein Vorwand, um mit dem Lift hinaufzufahren. Ich wartete an der Talstation, bis sich jemand auf einen der beiden Sessel setzte und sprang dann im letzten Moment auf den anderen. Ich klappte den Bügel runter und begann zu reden.

Es war eine Frau, die zunächst nur freundlich nickte. Später blickte sie ängstlich hinter sich. Um sie zu beruhigen, klopfte ich ihr mit einer Hand auf den Unterarm, da sagte sie auf Hochdeutsch: «Fassen Sie mich nicht an!»

«Danke! Endlich!» Ich schnaufte erleichtert. «Ich dachte schon, mit mir stimmt was nicht. Ich möchte einfach nur Menschen kennenlernen.»

Sie schien ihre Angst zu verlieren und fand zu der typisch schweizerischen Freundlichkeit, die ich in Zürich oder Basel erlebt hatte und die man wohl am besten als «reservierte Offenheit» bezeichnen kann. «Wen wollen Sie kennenlernen?»

«Menschen allgemein. Ich bin Schriftsteller. Ich glaube, ich werde einen Roman über Beziehungslosigkeit schreiben.»

«Sie suchen Beziehungen, um über Beziehungslosigkeit zu schreiben?»

«Um zu überleben», lachte ich und spürte meinen Mundwinkel zucken. Ich erzählte der Frau, die ein wenig jünger war als ich, von meinem einsamen Leben im Dorf und wie ich den Skilift nutzte, um diese Einsamkeit, die einen nicht nur körperlich, sondern auch psychisch verwahrlosen lasse, zu überwinden. Sie blickte ernst und nickte. «Wenn Sie Hilfe brauchen, es gibt einen psychologischen Notdienst in Bern, aber das ist zwei Stunden entfernt.»

«Nein, also ich bin nicht verrückt. So habe ich das nicht gemeint.» Ich sprach schnell – wofür ich mich bei der Frau entschuldigte. Ausserdem entschuldigte ich mich dafür, ihre Ausweglosigkeit hier auf dem Skilift derart auszunutzen. «Die Fahrt ist sowieso zu kurz, um einen Menschen besser kennenzulernen.» Die Frau nickte auf diese gutmütige schweizerische Art, der wir das Rote Kreuz und die Reformpsychiatrie eines Christian Müller verdanken, und sprang, da wir oben ankamen, aus dem Sessel.

Ich fand es schade, dass unser Gespräch etwas einseitig verlaufen war und nahm mir vor, bei der nächsten Auffahrt rücksichtsvoller vorzugehen. Da stellte sich mir der Liftwart in den Weg und bezichtigte mich der Belästigung. Die Frau stand ein paar Meter hinter ihm und wurde von anderen Touristen getröstet. Ich rief ihr zu, dass sie mich falsch verstanden hätte. Der Liftwart hielt mich an beiden Schultern fest, als ob ich eine Gefahr für die Frau darstellte, was mich wirklich ärgerte. Ich stiess ihn fort und fuhr wütend auf den Skiern bergab.

Unten warteten zwei Polizisten auf mich. Sie brachten mich aufs Revier. Ich schämte mich und fuhr noch am selben Tag nach Deutschland zurück. Meinen Roman konnte ich bis heute nicht schreiben – irgendeine psychische Blockade.

Textauswahl:

Catherine Hari (LE-Stiftung)

Andreas Greub (Jahrbuch-Redaktion)